

Herzfabrik

Natürlich war ich eine halbe Stunde zu früh da. Ich meldete mich am Tresen der Klinik zur vereinbarten Katheteruntersuchung. Mein Ambulanzdoktor müsste alle Unterlagen samt Einweisungsschein hinterlegt haben und da sei ich.

„Gehen sie in den Wartebereich, die Aufnahme kommt gleich“, hieß es. Nach einer Weile kam dort auch eine ältere Dame mit ihrer Tochter an.

„Ist das hier die Aufnahme?“, fragte sie.

„Ich denke schon“, sagte ich, computerbestückte Schreibtische hinter einer Glaswand ließen es vermuten.

Nun entwickelte sich ein minutenlanges Streitgespräch mit der Tochter.

„Wird schon richtig sein“, beruhigte diese, was aber nicht lange vorhielt. Eine vorbeieilende Schwester wurde in ihrem Lauf gestoppt. „Schwester, ist das hier die Aufnahme?“

„Ja, das ist die Aufnahme.“ Jetzt war Ruhe und ich konnte mich den Betrachtungen spät einlaufender, eilig hastender Ärzte hingeben, deren Erscheinungsbild im krassen Gegensatz zu dem der aus der Nachtschicht kommenden Ärzte stand, die langsam vorbeischlürften. Ein ganzer

Tross von ihnen, der zur Morgenkonferenz vorbeizog, gab mir Gelegenheit zu taxieren, welchem man denn von diesen vertrauen könnte. Es waren nicht alle. Im gleichen Moment verwarf ich natürlich eine derartige Ein- bzw. Abschätzung nach Äußerlichkeiten.

Gedankenverträumt hatte ich so schon den ersten Aufruf der Aufnahme überhört. Erneut beteuerte ich dort, der Einweisungsschein und alle weiteren Unterlagen seien von meinem Ambulanzdoktor hinterlegt.

„Ach ja“, sagte die Dame. Bei den Fragen mit wispernder, mir verhasster, weil schwer verständlicher, Frauenstimme, wem man Auskunft und Bescheid geben dürfte, wurde mir leicht mulmig zumute. Dagegen hörte ich die Frage: „Sind sie Diabetiker?“, an diesem Tage nicht zum einzigen Male.

Schließlich geleitete mich die freundliche Dame auf die Tagesstation, wo ich in einem Untersuchungszimmer abgesetzt wurde.

„Nehmen sie bitte Platz, der Doktor kommt gleich“, hörte ich und konnte es mir auf einem Stuhl gemütlich machen. Nach kurzem öffnete sich die Tür erneut, ein verschüchtertes Mütterlein wurde ins Zimmer gescho-

ben und es hieß wieder: „Nehmen sie bitte Platz, der Doktor kommt gleich.“

Wir wussten beide nicht recht, was Sache war, denn Platz nehmen konnte nur einer von uns, abgesehen von der Vorstellung, dass wir hier etwa gemeinsam untersucht werden sollten. „Das kann sicher nicht ganz richtig sein“, ließ ich mich vernehmen, wurde zum Glück auch bald durch eine Schwester bestätigt, die den Irrtum mit „ach du je“ und „hahaha“ korrigierte, indem das Mütterlein in das nächste Zimmer gebeten wurde.

Dann ging es gleich los, erst mit einer Funktionsschwester, die wiederum die Unterlagen vermisste und einige Fragen bzw. deren Beantwortung in den Computer hämmerte. „Sind sie Diabetiker?“, war auch dabei. Blutdruckmessung und Blutabnahme gehörten hier zu den schwesterlichen Aufgaben.

Dann kam der Auftritt des Doktors. Es war eine Doktorin, zweifellos die hübscheste, die ich hier bisher gesehen hatte. Vielleicht musste sie sich deshalb so blasiert und unnahbar geben, um nicht in Gefahr zu geraten. Wenn schon jemand sein Stethoskop so lässig über die Schulter

trug, so ließ das nichts Gutes erwarten. Wieder Fragen, z. B. „sind sie Diabetiker?“. Unvorsichtigerweise ließ ich bei der Anamnese einige Fachausdrücke fallen.

„Ach, sie verstehen wohl was davon?“

„Ja“, sagte ich knapp. Die nächste Frage aber, die zu erwarten gewesen wäre, blieb aus. Wundern musste ich mich über etwas anderes, nämlich im Arztbrief später lesen zu können, dass mein Gebiss saniert sei, wo sie mich doch nur gefragt hatte, ob ich eine Prothese trüge, was ich glücklicherweise verneinen konnte. Über den im Brief vermerkten Befund abgeschwächter Fußpulse brauchte ich mir andererseits keine Gedanken zu machen, da ich ja wusste, dass diese durch die Socken sicherlich schwierig zu tasten gewesen waren. Plötzlich stand mein Ambulanzdoktor im Zimmer, den die Schwester samt den gesuchten Unterlagen auffindig gemacht hatte. Der hatte gleich den Oberarzt, der die Untersuchung durchführen sollte, mitgebracht. Es stimmte also doch nicht, dass ich hier keinerlei menschliche Zuwendung zu erwarten hätte, wie ich im Vorfeld gewarnt worden war.

„Hab nur noch zwei Notfälle zu machen, dann sind sie dran“, hieß es abschließend. Immerhin tröstlich, dass man kein Notfall war.

Nach dieser Prozedur erneutes Warten vor der Station. Die Schwester, die mich abholen kam, erweckte in mir ein mitleidiges Gefühl. Ach, die Arme, dachte ich, sieht schon so alt aus und muss noch arbeiten. Ihren Griff nach der Tasche konnte ich in einem Anflug von Galanterie verhindern.

„Nein, nein, lassen sie mal, kommt doch nicht in Frage!“ Ich folgte ihr in das Vorbereitungs- oder auch Nachbetreuungszimmer, wie immer es auch heißen mag, bekam eines von den sechs Betten, die meisten schon belegt, zugewiesen, eines von den attraktiven OP-Hemden mit hinterem Schlitz in die Hand gedrückt und klare Anweisung.

„Tasche hier an das Fußende, Schuhe unter die Matratze. Schränke haben wir nicht“, kam die Erklärung hinterher.

Bevor ich noch mein Gegenüber richtig betrachten konnte, der sein Bett wahrlich ausfüllte, so dass die Bettdecke sogar einen Berg bildete, versperrte mir ein Lamellenvorhang die weitere Sicht und ich konnte mich vom Ballast der Alltagskleidung befreien. Jetzt war es zu spät, vom Fließband zu springen. Alles, was ich zunächst spürte, waren kalte Füße.

Neue Patienten kamen hinzu, andere von der Untersuchung zurück, einige wurden auf die Klinikstation verlegt, ein ständiges Kommen und Gehen.

„Toller Betrieb hier“, sagte jemand.

„Ist doch ruhig heute“, meinte die Schwester.

Da ich die Tür im Blick hatte, konnte ich die Technik der Schwestern bewundern, die sie zum offen halten der Tür beim Herein- und Hinauschieben der Betten anwendeten. Dazu wurde jeweils der Kehrwagen an die Tür gelehnt, anders ging es offenbar nicht. Wundern konnte ich mich nur darüber, dass es Männer gab, die am hellerlichten Tag und bei all diesem Trubel in lautes Schnarchen verfallen konnten.

Lange dauerte es nicht und der Vorhang öffnete sich.

„Sie sind schon dran“, sagte eine Schwester und warnte mich zugleich. „Hände weg, unter die Bettdecke damit!“

Richtig so, ich hätte sie mir schon bei der ersten Ecke eingeklemmt. Im Laufschrift wurde mein Bett um fünf weitere Ecken und schließlich in einen langen Gang geschoben. An die Decke starrend kam ich mir vor, als führte ich die Kamera in einem Film, vorbei an Neonbeleuchtungen, blinkenden Lampen, den Leuchtschildern Katheterlabor 1, Katheterlabor 2, Katheterlabor 3. Halt, hier ging es in eine scharfe Kurve, die nur durch mehrfaches Hin und Zurück bewältigt werden konnte. Vom Bett auf den OP-Tisch zu rutschen ging ja noch. Den Kopf an der Röntgenröhre vorbei zu kriegen war schwieriger. Die schützende Hand einer Schwester verhinderte, dass ich mir eine Beule holte.

„Keine Angst, das tut bei uns nicht weh. Gefäße haben keine Nerven“, sagte sie.

„Ja, aber ich habe welche!“. Als wenn man sich nur vor Schmerzen fürchten müsste.

Sie schob eine Bleiglaswand heran, zum Schutz vor den Röntgenstrahlen, wie sie sagte. Sie sagte es aber so, dass ich mich sicher fühlen sollte, wo ich doch wusste, dass dieser Schutz den Untersucher der Sorge um sich und seiner nächsten Kinder entheben konnte.

„Los geht's!“, sagte ein vermurmt, durch die Brille guckendes Gesicht zu mir. Das am Monitor sichtbare EKG näherte sich während der Untersuchung kurzzeitig der Form einer wildgewordenen Hirnstromkurve, was ungeheuer beruhigend wirkte. An Hand der Bilder bekam ich am Ende alles erklärt und konnte zufrieden sein.

Zurück ins Zimmer. Dort hieß es nach Entfernung der Kanüle und minutenlangem manuellen Druck auf die Leiste, „Beine anstellen, Po hoch!“ Das waren wenigstens klare Befehle. Gewickelt und geschnürt lag ich danach flach wie eine Flunder im Bett.

Eine Rundumfrage läutete das Mittagessen ein. „Ist hier jemand Diabetiker?“ Ich bekam ein Lätzchen umgehängt und eine Schale Kartoffelsuppe mit Würstchen auf den Bauch gestellt.

„Na, ob das geht?“, meldete ich Zweifel an.

„Kein Problem!“, sagte die Schwester und stellte das Bett schräg, so dass ich mich wie auf einem Rutschbrett bei einer Meeresbestattung fühlte. Aber so ging es tatsächlich.

„Noch ein Nachtschiff, einen Joghurt vielleicht?“

„Och, das wäre nicht schlecht.“

„Sind sie Diabetiker?“ Es hatte sich noch nicht bei allen rumgesprochen, dass ich keiner war.

Nebenan, hinter dem Vorhang, dozierte jemand offenbar einer Schülerin: „Wenn der Hoden blau anschwillt oder das Bein weiß wird, kommst du gerannt.“ Oder träumte ich schon. Die Frage hörte ich aber wirklich deutlich. „Was ist denn rausgekommen?“ „Wie bitte?“ Und lauter, jetzt nicht mehr zu überhören. „Was denn

rausgekommen ist?“ „Na ja, Gefäß!“ Das hatte sie nun von ihrer fürsorglichen Nachfrage.

Schräg gegenüber beklagte jemand, dass so viele wie er ein Herzproblem hätten. Man wäre gar nichts Besonderes mehr. „Ja, das ist so, wie wenn sie sich ein neues Auto gekauft haben. Da merken sie auch erst, wie viele das Gleiche haben“, meinte die Schwester. Recht hat sie, dachte ich. „Kann ich bitte mal mein Handy aus der Tasche haben?“, bat ich in einem günstigen Moment. „Das ist hier verboten, ich bring ihnen unser Schnurloses.“ „Ach ja, danke.“ Zu Hause war besetzt. Muss sie denn allen erzählen, wie schlecht es mir geht, noch dazu, ohne es genau zu wissen?

Nach einer Weile stellte jemand an seinem Radio eine plärrende Musik ein. Als sich die Melodie wiederholte merkte ich, dass es das abgelegte Telefon war. „Ja bitte“, meldete ich mich schüchtern.

„Hier ist der Cockpit. Wo bin ich denn gelandet?“

„Also hier ist, soweit ich weiß, kein Cockpit gelandet“, wagte ich einzuwenden. „Hier ist das Vorbereitungs- oder Wachzimmer“, ich wusste ja immer noch nicht, wie es genau heißt.

„Ach du je, da muss ich eben selber zur Schwester gehen.“

„Das kann ich ihnen leider nicht abnehmen“, bedauerte ich ehrlich. Der Weg vom Cockpit zur Schwester schien weit zu sein, denn das Spielchen wiederholte sich.

Als ein bisschen Ruhe eingezogen war, bemerkte man das Brummen, Klacken und Piepsen und das gelegentliche laut schnarrende Signal der angeschlossenen Überwachungsmonitore umso deutlicher.

Brrrrrrmm, klack, klack, klack, klack, klack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, klack, pi-ep.

Blutdruckmessung in der ersten halben Stunde aller drei Minuten, dann aller fünfzehn Minuten. Und das bei sechs Patienten im Raum!

Brrrrrrmm, klack, klack, klack, klack, klack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, klack, pi-ep.

Bei zwei Liter Trinkmenge und angeschlossener Infusion hatte man aber auch etwas anderes zu tun als nur auf die Monitorgeräusche zu achten. Die Ente war bald bis zu Halskrause voll. Um Schlimmeres zu verhüten, musste man die Scheu überwinden, die Schwester sogar wegen so etwas zu belästigen.

Brrrrrrmm, klack, klack, klack, klack, klack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, klack, pi-ep.

„Kaffee oder Tee? Und ein Keks darf es auch sein?“

„Ja, danke.“

Brrrrrrmm, klack, klack, klack, klack, klack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, klack, pi-ep. Tääät. tääät, tääät, tääät!

„Aber Schwester, was ist denn das für ein komisches Signal, das ich dauernd bei meinem Nachbarn höre?“

„Das schnarrt immer, wenn der Puls zu hoch oder zu niedrig ist. Und wenn wir im Zimmer sind, gucken wir immer gleich drauf.“

Und wenn sie nicht im Zimmer sind? Aber ich fragte lieber nicht.

Brrrrrrmm, klack, klack, klack, klack, klack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, kla-ack, klack, pi-ep.

Die ersten konnten schon gehen.

„Macht's gut, Jungs!“, verabschiedete sich so ein Hüpfper.

„Taxe schon da?“, fragte einer.

„Nicht nötig, hab das Fahrrad unten stehen, hahaha.“

Manche müssen eben hier noch den Macho rauskehren.

Nach sechs Stunden wurde auch ich vom Druckverband erlöst. „Sie haben es geschafft“, sagte die Schwester, „können sich anziehen. Die Kanüle

am Arm lassen wir noch dran, im Warteraum fallen sie nämlich reihenweise wieder um. Da ist es gut, wenn wir noch einen Zugang haben.“

Schöne Aussichten, dachte ich, schlürfte erst mal auf die Toilette, zog mich umständlich an und quälte mich schließlich ächzend vom Schuhe anziehen hoch. Als ich zur Tasche griff schrie die Schwester auf. „Halt, nicht die schwere Tasche!“

„Na, das Schuhe anziehen war schwieriger“, sagte ich.

„Hätten ja auch einen Schuhanzieher gehabt“, konterte die Schwester.

Mit der Tasche ließ ich sie diesmal gewähren.

Eine Stunde Probesitzen im Warteraum. Hier menschet es, sah man sich doch zum ersten mal per Angesicht. Ein aus meiner Sicht junger Mann, ein Hüne von Mensch, sportlicher Typ mit einem Brustkorb wie Schwarzenegger zu seinen besten Zeiten, fragte teilnahmsvoll, was denn rausgekommen sei.

„Na ja, es ist nicht normal, aber viel besser als befürchtet“, sagte ich.

„Aber sie junger Mensch können doch eigentlich noch gar nichts haben.“

„Die haben mich in der Firma kaputt gespielt. Den ersten Infarkt hatte ich noch gar nicht bemerkt, jetzt hatte ich den zweiten“, klärte er mich auf. Mensch, werde bescheiden, sagte ich mir.

Mein Sohn, der mich abholen kam, erwischte mich auf dem Gang.

„Läufst ja schon wieder rum. Wie war's?“

„Perfekt“, sagte ich.

Prof. Dr. med. habil. Edgar Rupprecht
Plauenscher Ring 36
01187 Dresden